

FANNY SCHÖNAU

*Herzklopfen
und
Hüttenzauber*



Weltbild

Herzklopfen und Hüttenzauber

Die Autorinnen

Fanny Schönau ist das Pseudonym der österreichischen Autorinnen Magdalena Guilarte und Karin Bischof. Magdalena Guilarte, kubanisch-polnisch-oberösterreichisches Feuerwerk mit lodernder Leidenschaft für Kochbücher, hat 15 Jahre lang als Redakteurin und Sendungsverantwortliche im Österreichischen Kinderfernsehen gearbeitet und sich schließlich vom bewegten Bild auf das Schreiben verlegt. Karin Bischof, Salzkammergut-Export mit gut sortierter Sneakers-Sammlung, hat österreichweit als Redakteurin ihrer Affinität zu Wort und Sprache Ausdruck verliehen und grenzüberschreitend Richtung Deutschland den Weg zur Autorin eingeschlagen.

Fanny Schönau

Herzklopfen und Hüttenzauber

Roman

Weltbild



Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright @ 2014 by Karin Bischof

Copyright der Originalausgabe © 2015 by Wilhelm Goldmann Verlag, in der

Verlagsgruppe Random House, München

Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München

Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Volker Rauch; © Nynke van Holten;

© Romrodphoto; © Kamenetskiy Konstantin; © fotohunter; © auerimages)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3- 96377-567-3

2023 2022 2021 2020

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

»Also: Paula bekommt dreißigtausend Euro.«

»WAS?«, schreit Paula.

Meine ältere Schwester ist von klein auf schwerhörig, was aber erst mit Schuleintritt festgestellt wurde, weil bei uns am Land Gespräche mit Kindern eher wenig forciert werden. Und weil vor fünfunddreißig Jahren, als wir noch kleine Kinder waren, in Hinter-Russbach die Hörgeräte so aussahen, als trüge man ein gefährliches Haushaltsgerät am Kopf, verzichtete Paula auf das Hilfsmittel und lebte bis zu ihrer Heirat mit Sepp, einem Bauern aus Vorder-Russbach, in einer mehr oder weniger schallfreien Zone. Sie hat jetzt zwar seit Jahren ein modernes Hörgerät, ein unsichtbares, steckt es sich aber nur selten ins Ohr. Sie hört dann nämlich ihren Mann reden.

»DREISSIGTAUSEND EUROOOO!«, brüllt meine Mutter und wedelt mit einem Sparbuch.

Paula nickt.

Dann schweigen meine Eltern, die uns drei Kinder am rustikalen dunkelbraunen Küchentisch in der holzvertäfelten Bauernstube versammelt haben, weil »es etwas zu besprechen gibt«. Sie wollen bereits jetzt, wo sie sich noch bester Gesundheit erfreuen, die Erbangelegenheiten regeln, weil steuersparend und so. Der Gedanke, dass prozentuelle Anteile von Haus, Grund, Wald und Wiese dem Fiskus zugute kämen, würden wir Kinder erst nach ihrem Tod erben, scheint ihnen noch unsympathischer zu sein als die Gefahr, noch zu Lebzei-

ten ihren gesamten Besitz an den Fortpflanz zu überschreiben und damit de facto mittellos zu sein.

Ihre Blicke pendeln nun abwägend zwischen meinem zwei Jahre jüngeren Bruder Matthias, seiner Frau Sonja und mir hin und her.

»Wir haben uns entschlossen, Matthias das Haus zu vermachen ...«

Bumm.

»... und du, Heidi, du bekommst dafür die Liegenschaft auf dem Zwölferhorn.«

Bumm.

»Äh, welche Liegenschaft?«

Mein Vater seufzt. »Die Almwirtschaft, die mein Bruder, dein Onkel Franz, mir vermacht hat. Wir waren doch schon mal dort oben. Oberhalb vom See. Die Sausteigalm. Wennst von der Gondel übergehst zum Zwölferhorn.«

Ich denke scharf nach. Fehlanzeige. Das letzte Mal, als ich mit meinem Vater auf dem Zwölferhorn wandern war, ist sicher fünfundzwanzig Jahre her. Von einer feudalen Almwirtschaft ... Moment! Mooooooooooment!

»Du meinst jetzt aber nicht diese windschiefe Hütte, die aussieht wie ein zu groß geratenes Plumpsklo?«

Mein Vater setzt einen beleidigten Blick auf: »Du tust ja grad so ...«

»Wir haben uns über alles g'freut, was wir von unseren Eltern – Gott hob sie selig – gekriegt haben!«, blökt meine Mama vorwurfsvoll.

Und Sonja, die Frau meines Bruders, macht mit säuerlicher Miene »Ts-ts-ts.«

»Wie bitte???, werde ich etwas lauter. »Paula bekommt ein

kleines Vermögen, Matthias ein Haus, das mehr als fünfhunderttausend Euro wert ist, den Wald noch gar nicht dazugerechnet – und ich? *Ich?* Ich krieg einen Haufen zusammengenageltes Altholz auf der *Sausteigalm?*«

»Jetzt reicht's aber!«, erhebt meine Mutter ihre Stimme und fixiert mich mit bösem Blick, »auch noch frech werden, wennst was kriegst? So zeigst du deinen Dank?«

Ich schaue meine Schwester Paula auffordernd an. Das ist doch nicht fair, oder? »Paula! Sag was.«

»Was?«

»SAG WAS!«, brülle ich.

Paula schüttelt verwundert den Kopf.

»MATTHIAS KRIEGT DAS HAUS, DU KRIEGST DREISIGTAUSEND EURO, UND ICH EINE ALTE HOLZHÜTTE!«, versuche ich ihr die himmelschreiende Ungerechtigkeit kurz und prägnant zusammenzufassen.

»Aha«, meint sie und schaut meine Eltern fragend an.

»Schau! Genau das ist das Problem mit dir!« Mit moralinsaurer Miene lehnt sich meine Mutter in ihrem Stuhl zurück. »Die Paula, die ist wenigstens dankbar für das, was sie geschenkt bekommt. Du nicht.«

»Die Paula kriegt aber einen Batzen Geld und hat nebenbei schon einen Bauernhof, einen Wald, einen Mann, einen Haufen Rindviecher und weiß der Geier was«, kontere ich.

»Jahaaa. Die Paula, die hat was geleistet in ihrem Leben. Und das, obwohl sie so schlecht hört.«

»Die Paula hat ge-hei-ra-tet! Der Sepp hat das alles in die Ehe mitgebracht«, kann ich mir nicht verbeißen.

Nicht, dass ich das alles meiner Schwester nicht gönne oder ihre Leistungen schlechtreden will. Aber ich bin es leid, dass

mir ständig zwischen den Zeilen vorgehalten wird, nichts in diese Richtung – Mann, Haus, Misthaufen, eheliche und katholisch getaufte Kinder – vorweisen zu können.

»Außerdem ist bei der Hütte auch ein Grund dabei«, wirft meine Mutter ein.

Mein Vater verdreht die Augen.

»Ah so. Darf man fragen, um wie viel Land es sich handelt?«

Mein Vater presst die Lippen zusammen. Kein gutes Zeichen.

»Na, so ... so ... siebenhundert Quadratmeter werden es schon sein. Mit der Böschung dahinter«, denkt meine Mutter laut nach.

Siebenhundert Quadratmeter! So groß ist allein der Obstgarten vor meinem Elternhaus, einem stattlichen Bauernhof nebst Wiesenflächen, der bald meinem Bruder und seiner Frau gehören wird.

»Hat das überhaupt einen Wert?«

Mein Vater wiegelt ab: »Sicher hat das auch einen Wert.«

»Und welchen?«

»So kann man das nicht sagen. Es is' halt ...«

»... Tradition ...«, ergänzt meine Mutter und schaut feierlich in die Runde.

»Kann ich das verkaufen?«

Meine Eltern schütteln zögerlich den Kopf.

»Warum nicht?«

»Wegen der Zita.«

»Wer ist die Zita?«

»Von meiner Tante die Cousine die Tochter.«

»Wer?«

»Von der Jodelbauer-Rosi-Altant die Cousine die Tochter.«

Ich verstehe noch immer nicht. Und auch meine Mutter richtet einen zögerlich-fragenden Blick auf meinen Vater.

»Na geh!«, stöhnt der genervt, »von der Jodelbauer-Rosi-Altant die Cousine, des Sauberger-Hannerl, die mit dem Sauberger Karl anno dazumal verheirat' war, und von denen die Tochter – die Zita.«

Es ist bei uns am Land so eine Eigenart, einander mit dem – oft etwas unglücklich klingenden – Hausnamen anzu-reden. Also nicht mit dem offiziellen Familiennamen, sondern mit dem inoffiziellen Namen, unter dem seit eh und je der Bauernhof bekannt war oder ist. Außerdem werden Frauen gerne mit einem »es« versachlicht und ihr Vorname mit einem »-erl« zum Schluss verniedlicht. Oder verblödet. Wie man es halt sehen will. Es gibt bei uns daheim viele Frauen mit dem »-erl« hinten dran: Reserl, Hannerl, Greterl ... Im schlimmsten Fall wird aus einer Widroither Therese, die bei uns auf der Post arbeitet, das Sauberger Reserl. Da brauchst du keine behaarte Warze mehr im Gesicht.

Bei mir war das Schicksal in der Hinsicht etwas gnädiger. Unsere Familie hat den Hausnamen »Gaderlbauer«, und mein Vorname – Heidi – eignet sich nicht dafür, ihm ein -erl dranzuhängen. Ich werde daher nur Gaderlbauer Heidi genannt. Auch zart dämlich, aber das geringere Übel im Vergleich zum Sauberger Reserl.

»Die Zita ist dann quasi so was wie ... wie ...« Mein Vater denkt nach.

»Die Groß-Großcousine?«, schlägt meine Mutter vor.

Alle denken nach. »Studieren« sagt man bei uns am Land zu so einer Situation. Vielleicht eine Erklärung dafür, warum

die Akademikerquote bei uns so gering ist, wenn schon das schlichte Nachdenken als Studieren bezeichnet wird.

»Nein!«, widerspricht mein Vater und kratzt sich an seinem lichten Haarkranz, den er von der linken Seite über den Kopf nach rechts kämmt, um den Eindruck zu erwecken, er hätte noch so etwas wie Haupthaar. Ich finde, dass das doof aussieht, vor allem, wenn es windig ist und seine linken, etwas längeren Haarsträhnen zu Berge stehen. Als würde man auf einem zugigen Fjord Wäsche auf die Leine hängen.

»Gar nix is die Zita!«, brummt mein Bruder Matthias und zuckt mit den Schultern.

»Gar nix«, wiederholt Sonja.

»Is' auch wurscht«, stellt meine Mutter fest, schenkt sich noch eine Tasse Kaffee nach und hält Paula die dampfende Kanne auffordernd unter die Nase.

Paula winkt ab und fixiert meinen Vater. Sie liest von den Lippen ab. Das hatte ihr in jungen Jahren schon das eine oder andere Missverständnis eingebracht. Merke: Schau auf dem Land einem testosteronegebeutelten Jungbauern nicht zu eindringlich auf die Lippen – er könnte es falsch verstehen.

»Also: Die Zita is nix, aber hat a Alm«, knüpft mein Vater an den verworrenen Faden der Erbangelegenheiten an. »Und jetzt du kriegst die Alm.«

»Und die Zita«, ergänzt Mutter der Form halber.

Mich fröstelt. Eine Alm und eine Zita. Ich stelle mir eine Ahnfrau vor, die sich nachts oberhalb der Baumgrenze in einen Sarg mit transsylvanischer Erde bettet.

»Und was macht die dort oben?«

»Die lebt dort oben. Meistens. Solang's halt geht. Wenn's

schneit, geht's ned. Egal – du bekommst die Alm jedenfalls auf Leibrente.«

»Auf was?«

»LEIBRENTE«, schreit Paula. Hört die jetzt auf einmal?

»Was soll das denn heißen?«, will ich wissen. Ich komme mir vor wie eine dieser C-Promis im Dschungelcamp, wenn sie erfahren, dass sie in der nächsten Runde Mehlwürmer essen sollen. Die fragen auch gerne drei Mal nach, wenn ihnen die frohe Botschaft überbracht wird.

»Also: Was heißt bitte Leibrente?«

»Wenn die Zita stirbt, gehört alles dir allein. Bis dahin ...«

»... aber sie schaut eh schon recht schlecht aus, die Zita«, versucht meine Mutter der Angelegenheit eine erfreuliche Note zu geben.

»Und was ist bis dahin?«

Mutter – heute, dem feierlichen Anlass entsprechend, in ihrem knöchellangen schwarzen Dirndlkleid mit dunkelgrüner Schürze, der weißen Puffärmelbluse und einem dunkelgrünen Schultertuch – zuckt mit den Schultern und schaut mich mit diesem Blick an, den Sonja Zietlow um 22.30 Uhr gerne aufsetzt, wenn sie sagt: »Ja, natürlich leben die noch! Drum musst du fest auf den Mehlwurm drauf beißen, ehe du ihn schluckst!«

»Das ist nicht fair«, murmle ich matt und lege den Kopf auf die Tischplatte.

»Ja, bist du jetzt vielleicht neidisch auf deine Geschwister?«, wirft mir mein Vater vor und bedenkt mich mit einem vorwurfsvollen Blick aus seinen Bernhardiner-Augen. Auch er hat sich heute sein »Sonntags-G'wand« angezogen, wie man bei uns am Land sagt, und verströmt mit seiner alten, specki-

gen Hirschlederhose, dem dunkelbraunen Janker und der dunkelgrünen Strickweste jene trist-miefige Aura, die unsere Familie umweht.

»Nein, Papa, ich bin nicht neidisch. Aber ... aber ich finde das unfair.«

»Wenn ich mal was sagen darf ...«, mischt sich Matthias' Frau Sonja ins Gespräch ein.

»WAS?«, schreit Paula.

»SIE WILL WAS SAGEN«, brüllt meine Mutter und zeigt auf Sonja.

»Ah so«, murmelt Paula und guckt desinteressiert auf die gegenüberliegende Wand, wo in der Ecke ein martialisches Kruzifix mit einem blutüberströmten Jesus hängt und darunter in einer langen Reihe alte Zierteller mit Jagdszenen.

An der Wand daneben haben meine Eltern ein schillerndes Kippbild von Papst Benedikt XVI. eingerahmt angebracht, daneben ein kleines Poster von Rudi Nierlich, einem berühmten Sohn des Salzkammerguts – weil Skifahrer –, der bei einem tragischen Verkehrsunfall ums Leben gekommen war. Die Kirche, die Jagd und der Skisport – die heilige Dreifaltigkeit, die hier regiert.

»Der Matthias und ich finden das schon in Ordnung so. Gell, Matthias? Heidi, ganz ehrlich: Du kannst mit dem Haus ja eh nix anfangen. Du lebst in der Stadt, du wolltest mit uns ...« – sie wirft einen gruppenspezifischen Blick in die Runde und setzt ihr alttestamentarisches Gesicht auf – »... wolltest mit uns nie was zu tun haben. Du wolltest eh nie da hergehören. Du tust immer so voornehm ... Du bist halt bloß ... a Stadtingerin.«

»Was tue ich? Und was bin ich?«

»Eine von der Stadt.« Sie betont das so, als würde sie mir gerade erklären, dass ich direkt aus einem rumänischen Bordell komme.

Und tatsächlich: Menschen aus der Stadt haften in den Augen meiner Familie, die seit Jahrhunderten aus dem Salzkammergut stammt und sich von dort niemals entfernte, etwas Anrühiges an. Meine Mutter Grete, eine Bauerntochter aus Hinter-Russbach, kannte nie etwas anderes als die Gegend zwischen Preiner Kogel und Dachstein. Mein Vater Alois, ein alteingesessener Bauernsohn aus – *genau!* – Hinter-Russbach, verweist gerne auf die fast dreihundert Jahre alte Geschichte unseres Hofes und setzt dann in Bayern-München-Manier ein kerniges »Mir san mir. So wars immer. So wird's bleiben« drauf.

Anscheinend gehöre ich nicht mehr zu »Mia san mia«, was Sonja folgendermaßen skizziert: »Was willst denn *du* mit dem Haus? Dafür bist dir doch eh viel zu gut. Du weißt ja ned einmal, was arbeiten ist!« Sie zieht pikiert eine ihrer buschigen Augenbrauen hoch und sieht meinen Bruder auffordernd an.

Aber der weicht ihrem Blick aus und schweigt. So wie immer. Nur einmal im Leben hat er den Fehler gemacht, nicht zu schweigen – als der Pfarrer fragte: »Matthias Herzog, willst du die hier anwesende Sonja Kriechbaumer zur Frau nehmen?«

»I sag' gar nix«, fasst sich Matthias kurz und blickt konzentriert auf die Tischplatte, als wolle er hineinbeißen.

Die Stimmung am Küchentisch war schon mal besser.

Sonja nimmt sein Schweigen zum Anlass, noch ein Schäuflin Boshaftigkeiten nachzulegen. »Du redst ja ned amal so wie wir. Die Leut kennen dich gar nimmer, und großkopfert bist

auch. Und dann dein Bankert, des uneheliche. Mann hast auch keinen. Wie willst denn du des alles schaffen? Ha?»

Holla! Das ist jetzt aber schon alles sehr persönlich. Ich warte, ob nicht meine Eltern oder wenigstens Paula aufstehen und Sonja bremsen. Tun sie aber nicht. Alle blicken auf die Tischplatte.

Aha. So ist das also. Die Gemeinheiten, die Sonja mir entgegenschleudert, sind also keine Einzelmeinung. Betretenes Schweigen macht sich breit, und eine Zeit lang hört man nur das hohle Ticken der alten Wanduhr, die neben dem Herrgottswinkel hängt. *Tunk-tunk-tunk.*

»Na gut. Dann is ja alles geredet. Der Notar kommt morgen«, höre ich meine Mutter noch sagen, als ich die Küchentüre wortlos, enttäuscht und traurig hinter mir zufallen lasse.

»Und? Können wir jetzt endlich auf Urlaub fahren, wo Oma und Opa die große Erbrunde gestartet haben?«, will Benni, mein fünfzehnjähriger Sohn, wissen, und wedelt mit dem Reisetil der Tageszeitung herum.

»Sicher. Auf die Sausteigalm.«

»Wohin? Ich hab' dich, glaub ich, nicht verstanden.«

Ich wiederhole: »Auf die Sausteigalm.«

Benni lacht über meinen vermeintlichen Witz. Da ich allerdings normalerweise am lautesten über meine eigenen Witze lache, jetzt aber schweige, kommt er ins Grübeln.

»S-a-u-s-t-e-i-g-a-l-m?«, buchstabiert er und guckt mir ins Gesicht, als blicke er in ein schwarzes, Unheil bringendes Loch.

»Korrekt.«

Nachdem er halbherzig nach Riechsalz gerufen hat und sich theatralisch Luft zufächelt, erzähle ich ihm vom Verteilungsschlüssel, den seine Großeltern »bei der großen Erbrunde«, wie Benni es nennt, angewandt haben.

»Aber die blöde Sonja? Die kriegt was?«

»Ja.«

»Aber die ist doch gar nicht das Kind von Oma und Opa. Wieso kriegt die was?«

»Weil die mit Matthias verheiratet ist.«

»Oiiii«, nörgelt Benni, »warum bist du nicht verheiratet? Dann würdest du halt woanders erben.«

»Mir fällt jetzt auf die Schnelle keiner ein, der da infrage kommt.«

»Papa?«, schlägt Benni vor und grinst mich frech an.

Ich schüttle den Kopf und verbeiß mir meine Antwort. Die da lauten würde: Lieber auf ewig verdammt, als mit dem Kerl verheiratet sein. Obwohl: Das ließe im Prinzip auf dasselbe hinaus. Die kurze Affäre, aus der Benni entstand, reicht mir, um für alle Zeiten von seinem Erzeuger geheilt zu sein. Aber das braucht Benni nicht zu wissen. Er liebt seinen Vater, den er regelmäßig sieht, und das ist auch gut so.

»Ach, ich bin nicht so der Heirats-Typ«, lenke ich ab.

»Ich weiß. Papa ist das auch nicht. Die Frauen sind einfach zu kompliziert, nicht wahr, Dobermann?«, intoniert Benni den väterlichen Tonfall, tätschelt unser Meerschweinchen – Dobermann Nr. 13.

Bis vor Kurzem war Dobermann noch mit Katharina der Großen zu zweit in Bennis Zimmer vereint. Leider ist Katharina aufgrund ihrer Verfressenheit – daher der Beiname »die Große« – verstorben. Ich habe Benni versprochen, eine würdige Nachfolgerin für Katharina zu finden, weil diese Tierchen noch weniger allein sein können als der Mensch. Bisher hatte ich aber noch keine Zeit und andere Sorgen.

Andere Sorgen hat auch jetzt eben Benni. »Warum? Warum kriegst du nix? Warum bekommen wir nix?«, bohrt er neuerlich nach und fährt sich genervt durch die Haare. Die hat er sich bei einem In-Friseur in der Kaiserstraße schneiden lassen: seitlich fast abrasiert und oben, das Deckhaar, fingerlang. Er sieht aus wie ein femininer Nazi. Aber ich habe angeblich von »Style«, wie er mir erklärt hat, keine Ahnung.

»Mamaaaaa! Sag mir jetzt, warum wir gar nichts ... also diese doofe Almhütte bekommen?«

Nun, die Antwort ist fast zu banal, um wahr zu sein. Kurz

gefasst: Ich war und bin einfach nicht so, wie meine Eltern sich das vorstellen. Sie werden es schon gemerkt haben, dass ich keinen Dialekt spreche, beziehungsweise tendenziell eher Hochdeutsch. Da haben Sie sich schon gewundert, gell? Aber das hat seinen Grund, und da muss ich jetzt ein bisschen aus-holen.

Um es einmal förmlich zu sagen: Ich weigere mich, einen Lebensweg zu gehen, der den Normen und Werten meiner Eltern entspricht. Und wer jetzt einwirft, dass so etwas nur in Romanen aus dem achtzehnten Jahrhundert vorkommt: Nei-hein! Falsch gedacht! So was ist bei uns am Land auch im einundzwanzigsten Jahrhundert ein Grund, einen Fortpflanz als *persona non grata* zu betrachten – und auch so zu behandeln. Nichts geht über die Tradition! Und die kommt ziemlich konservativ im grünen Loden und mit Gosauer-Bergschuhen daher. Meine Eltern sind mit ihren Werten so verbunden, als wären diese aus Beton, und ihre Füße wären darin einzementiert. Egal, ob man damit absäuft – man tut es wenigstens traditionell. Und die Ehre, speziell die Familienehre, die steht über allem.

Was sich meine Eltern hinsichtlich meiner Zukunft vorgestellt haben? Das zum Beispiel, was Paula so lebt: Verheiratet, ein Haus besitzend, drei Kinder, solide, ständig am Arbeiten. Ein Leben, so vorhersehbar wie der Fahrplan der Schweizer Eisenbahn. Oder Matthias: Im Angesicht des Schweißes sein Brot verdienen, sich vermehren, Sachwerte anhäufen. Merke: Ein Mensch ohne eigenes Haus ist kein Mensch. Über den beige- oder silberfarbenen Diesel-Mercedes, Baujahr 1989, der in jeder zweiten Garage steht, kann man ja noch reden. Aber nicht über das Haus!

Und ich? Oje! Vollversagerin auf der ganzen Linie.

Meine Familie glaubt nämlich, dass ich ein Fall fürs Sozialamt bin. Erstens: In ihren Augen habe ich keinen Beruf. Außerdem bin ich Single und alleinerziehend. Ersteres, also das Single-Dasein, geht bei uns am Land bis zum achtzehnten Lebensjahr noch durch – nicht aber, wenn man, so wie ich, schon fünfunddreißig Jahre auf dem Buckel hat. Da stimmt doch was nicht mit einem, oder? Letzteres geht nur als Witwe.

Ich persönlich würde meinen Ist-Zustand anders beschreiben: Ich bin nicht fest angestellt, sondern Freie Mitarbeiterin mit einem halbseidenen Dienstvertrag, der mir vorschreibt, wann ich zu arbeiten habe. Ja, ich arbeite! Ich bin Reporterin, nebenbei fotografiere ich, layoute und renne für diverse Umfragen – etwa wenn ein Promi stirbt oder die Schneeräumung nicht klappt – auf Friedhöfen und Straßenkreuzungen herum, um Leute zu interviewen. Nebenbei erwähnt: Das ist *Arbeit*. Eine anstrengende noch dazu. Menschen reden nämlich nicht gerne mit einem, wenn man ihnen eine Kamera vor die Nase hält, während sie eben dabei sind, den Tod ihrer Lieben zu betrauern, oder wegen des triefigen Schneeregens grundstinkig sind. Aber der Chefredakteur besteht darauf, »ganz nah am Leser zu sein«, auch wenn selbiger der Reporterin dafür am liebsten eine aufs Dach geben würde.

Dabei mache ich wirklich schöne Bilder. Nicht unbedingt von trauernden Triefnasen am Friedhof – ich fotografiere lieber Kinder und Landschaften. Ist genauso kitschig, wie es klingt, aber wer will schon Motive wie »Händchenhalten im Gewerbegebiet« oder »Küsse vorm Atomreaktor« sehen?! Außerdem: Ich mag es gerne grün. Trotz meiner Vorbehalte gegen das Landleben schätze ich die Natur. Nein, wirklich: Die

Natur ist schön. Solange ich jederzeit mit der Straßenbahn in die Stadt zurück flüchten kann.

Das nimmt mir meine Familie natürlich auch krumm: Dass ich lieber in der Stadt wohne als auf dem Land. Als ich nach der Schule nach München gezogen bin, habe ich versucht, alles hinter mir zu lassen: Meine Vergangenheit, das Provinzielle, das Miefig-Ländliche, das ich schon als Kind in Hinter-Russbach nicht leiden konnte. Ich habe immer jene paar Kinder beneidet, die von der Stadt zu uns ins Salzkammergut auf Urlaub gefahren sind. Nicht wegen des Urlaubs, sondern weil sie dann wieder heimfahren durften – in die Stadt. Ich musste da bleiben. Ich habe die Magazine und Zeitschriften, die die Urlaubsgäste im Dorfgasthaus, dem *Schwarzen Adler*, liegen gelassen hatten, regelrecht inhaliert. Was musste das für ein wunderbares, buntes Leben sein – in der Stadt!? Außerdem waren die Stadtkinder immer so schön angezogen. Und sie rochen nicht nach Stall. Sie hatten immer wunderschöne Spielsachen und außerdem Eltern, die mit ihnen fast jeden Tag zum *Schwarzen Adler* essen gingen. Da ging man bei uns entweder sonntags zum Frühschoppen hin – wenn man der Vater war –, am Kirtag oder bei seltenen hochfeierlichen Feierlichkeiten wie der Kommunion, der Firmung oder nach dem Begräbnis. Also immer dann, wenn jemand anderer das Zeitliche segnen musste.

Ich fühlte mich als Kind die meiste Zeit wie das kleine Stück Gurke in der Leberkäsemmel, das einem nur dann auffällt, wenn man es nicht mag. Mein Gurkendasein hat sich als roter Faden in meinem Leben entpuppt.

Sage ich. Lydia, meine Freundin, sagt was anderes. Sie sagt, ich sei gar keine Gurke, sondern ein freundlicher Mensch mit

einem gut sortierten Kleiderkasten und ebenso gut sortiertem Kosmetikregal. Sie findet, man sähe mir das Provinzielle zwar noch ein bisschen an, aber das würde mich sympathisch machen.

Wenn ich ganz ehrlich bin: Ich würde lieber weniger »sympathisch« wirken, wenn Sie wissen, was ich meine. Es muss mich ja nicht jede Dritte gut leiden können, nur weil mein Haar dünner, mein Hintern flacher und meine Ohren absteher sind als ihre. Was mir auch auf den Nerv geht: Diese Sommersprossen! Die Provinz hat mir quasi ins Gesicht geschissen. Und jeder, der mir jetzt erklärt, das sei doch soooo süß, der soll den Shopping-Kanal auf HS35 einschalten. Dort habe ich kürzlich eine Werbesendung gesehen, in welcher ein Camouflage-Make-up angepriesen wurde, das garantiert jede Brandnarbe, jedes Feuermal und jede Sommersprosse abdeckt. Ich wäre viel lieber so kühl-schön wie Maria Furtwängler. Mit blonden langen Haaren, einer scharf geschnittenen Nase, blauen Augen und einem aristokratischen Gesicht. Bei mir hat es leider nicht mal zum Landadel gereicht.

Und das Blöde ist: Ich kann es auch nicht wirklich verbessern. Einmal habe ich versucht, meine rötlich braunen Haare mit blonden Strähnen aufzupeppen – ich sah aus wie Simple Jack, in dessen Haargestrüpp sich Strohhalme verirrt hatten. Alle anderen Haarfarben gingen auch in die Hose, weil mein Gesicht mit Sommersprossen übersät ist und zu dunklen wie hellen Haaren so gut passt wie Turnschuhe zu einem Abendkleid. Das Einzige, womit ich gut leben kann, sind meine grünen Augen. Aber die machen halt, prozentual vom Gesamteindruck gesehen, das Kraut auch nicht fett.

Lydia versteht das Gejammere ob meines Aussehens nicht.

Sie meint, es sei langweilig, so auszusehen wie Maria Furtwängler. Sie meint, ich solle froh sein, eine echte Rothaarige zu sein. Davon gäb's ganz wenige in München. Aus gutem Grund, wie ich meine. In Hinter-Russbach gibt's davon übrigens sehr viele. Es hat halt schon auch Nachteile, wenn Ehen vorzugsweise innerhalb eines Tales geschlossen werden.

Aber wie auch immer: Lydia ist eine echte Freundin. Eine, die dir deine Makel als Vorzüge verkauft! Ich werde sie nie im Stich lassen, weil ich, glaub' ich, sonst keine Freundin mehr fände, die so gnädig mit mir umgeht. Wobei ich mich manchmal auch frage, ob das womöglich nur Kalkül ist, karmamäßig betrachtet. Andere haben Fehler oder Schwächen – einen Stotterreflex, einen Hallux valgus, eine Warze im Gesicht oder ein tätowiertes Arschgeweih – Lydia hat mich. Seit über zehn Jahren ihre Heidi. Vielleicht ist sie nur deswegen mit mir befreundet, weil sie dadurch vor eben Aufgezähltem verschont bleibt? Nicht, dass ich mich jetzt wichtig machen will, aber angenehmer als eine Warze im Gesicht bin ich allemal. Auch wenn ich dezent autistische Tendenzen habe, diverse Neurosen so innig pflege wie andere ihre Blumenbeete und an meinen Komplexen so festhalte wie der Gläubige an der Bibel.

Am nächsten Tag, in der Arbeit, denke ich noch mal über die Erbsache nach.

Es ist unfair. Ich habe genau nichts von meinem Erbe. Nicht einmal ein schöner Extra-Urlaub schaut für Benni und mich raus.

Apropos Urlaubszeit: Ich bin derzeit als Redakteurin beim »Aktuellen Blatt« engagiert. Den Job, den ich hier mache, mache ich nicht gerne. Er ist *unwürdig*. Ich habe kein eigenes

Ressort, sondern bin für aktuelle Geschichten aus dem Lokalbereich verantwortlich. Leider. Leider deswegen, weil der Chefredakteur, Hartwig Borscht, den ich persönlich für gefährlich geisteskrank halte und von dem ich glaube, dass er sonntags nackt unter einem schwarzen Morgenmantel aus Polyestersatin und mit einem antiken Schwert in der Hand am Balkon steht, mich ausschließlich mit Artikelwünschen belagert, die derart blöde sind, dass mir beim Schreiben graust.

Einen Urlaub könnte ich dringend brauchen. Doch Borscht hat mal wieder Angst, in der Sommerloch-Zeit ohne Publikum den Tyrannen in der Redaktion geben zu müssen. Ich sehe es an seinem frustrierten Gesicht, das er schon seit Tagen zieht und mir gerade sehr unschön zur Türe reinsteckt.

»Ham'se Zeit, Frau Herzog«, stellt er eher fest, als dass er fragt, denn ehe ich noch »Nein« sagen kann, steht er schon neben mir am Schreibtisch und legt mir einen Papierschnipsel hin.

»Is'n Bericht. Aus'm Englischen.« Borscht hat neben seinem charakterlichen Defizit auch noch ein sprachliches. Er verschluckt die Hälfte der Wörter, die in einem Satz vorzukommen haben – grammatikalisch gesehen –, und imitiert eine Art norddeutschen, schlampigen Slang, von dem er meint, die Macher der Bild-Zeitung würden ihn verwenden. Als kämpften sie sich durch sumpfigen Morast, stolpern die Sätze zwischen seinen bärtigen Hamsterbacken aus ihm heraus und verlieren auf diesem beschwerlichen Weg meistens die Verben und Artikel. So wie man Sandalen verliert, die im Schlamm stecken bleiben, wenn man achtlos durchstapft.

»Aus'm Englischen« heißt, dass er den Artikel aus *The Sun* hat. Er liest das Revolverblatt sehr gerne, legt dabei in seinem verglasten Kobel die Beine übergeschlagen auf den Schreibtisch und meint, er verströme damit weltmännische Aura – Gott sei Dank unter Ausschluss der Öffentlichkeit, weil ihm jeder aus dem Weg geht.

Die Einzige, die freiwillig sein Zimmer betritt, ist Renate, die Horoskoptante. Und das auch nur, weil sie ein Mundwerk hat, mit dem sie Godzilla kurz vorm Japan-Besuch locker einbremsen könnte, und weil sie Borscht gerne mal einen seiner Schokoriegel klaut. Renate ist super! Sie ist wie ein Bollwerk: riesig, dick, fröhlich, verfressen. Eine Frau ohne Furcht und Tadel und stets mit dem letzten Wort auf den Lippen. Das hatte Borscht wohl vergessen, als er sie, die rauchend vor der Redaktionstür stand, einmal annörgelte: »Sie sollten mit dem Rauchen auf hören!« Darauf Renate, energisch mit ihrem kolossalen Hinterteil wackelnd: »Was? Damit ich zum Schluss noch fett werde?« Was haben wir, die in der Kaffeeküche standen und alles mit angehört hatten, gelacht! Borscht spuckte Gift und Galle. Das, was bei ihm halt so durch die Adern fließt.

»Super Geschichte ham die Englischen da, Frau Herzog, auf Augenhöhe mit'n Lesern. Das is' Journalismus! Machen Sie was Deutsches draus!«, grölt er jetzt und atmet mir eine Mischung aus Knoblauch und Ei-Aufstrich in den Nacken.

Die »Super Geschichte« besteht aus zehn Zeilen: Eine Britin, die sich seit fünfundvierzig Jahren nichts sehnlicher wünschte als ein Kind, hat jetzt endlich eines bekommen. Der Grund: Sie fand einen Stein, angeblich aus dem Weltall, und der hat ihr zu einer unverhofften Schwangerschaft verholfen.

»So ein Blödsinn! Kein Mensch glaubt einen derartigen Schwachsinn!«, möchte ich sagen. Und sage: »Aha. Ja, ja.« Es ist nämlich ganz, ganz schlecht, Borscht dagegenzureden. Wenn er kommt und sagt, er will einen Artikel über vierzig weiße Elefanten, sagt man am besten: »Große oder kleine?«

Ich halte also die Klappe und stelle mir vor, wie ein großer Stein aus dem All auf ihn drauffällt. *PLOMP*.

»Ich denke an einen doppelseitigen Bericht. Für das *Schicksal*«, fordert er.

»Eine Doppelseite??? Aus den zehn Zeilen? Hier steht ja nicht mal der Name der Frau ... Hier steht nichts! Wo soll ich denn da zu recherchieren beginnen?«

»Papperlapp, Recherche! Frau Herzog, seien Sie einfallreich! Bisschen mehr Fantasie, was? Wir machen eine Hausfrau aus Schwabing draus. Unsere Leser wollen Geschichten aus Bayern. Mia san mia, nüscht? Hahaha. Und unsere Frauen, also die bayerischen, sind ja viel – höhöhö – schöner als die englischen. Gell?«

Ich halte meine Klappe und hoffe, dass ihn eine Giftschlange totbeißt, die jetzt bitte zufällig aus dem Kabelkanal hinter ihm hervorkommen soll.

Er hält seinen dicken Zeigefinger auf das Magazin und labert weiter: »So wie die aussieht, isses kein Wunder, dass ihr eher ein Stein auf 'n hässlichen Kopf fällt ... und sie schwanger macht ... als ... Hööhö.«

»Bis wann soll es fertig sein?«, bremse ich ihn aus.

»Nächste Ausgabe. Montag früh will ich es am Schreibtisch lieg'n ham.«

»Okay.« Ich wende mich meinem PC zu und schaue sehr intensiv auf den Bildschirm. Und jetzt hau endlich ab, denke

ich mir und sehe aus den Augenwinkeln, wie er unschlüssig herumsteht.

Borscht steckt seine dicklichen Pfoten in die Gesäßtaschen seiner braunen Cordhose, dreht sich zum Fenster, wippt mit den Hüften vor und zurück und blickt theatralisch schnauwend hinaus. Jetzt kommt der Moment, in dem er darauf wartet, dass ich mich ihm und seiner abstrusen Gedankenwelt zuwende.

Tu ich aber nicht.

»Dann werde ich mal. Ah, ich muss ja den Herrn Herausgeber anrufen«, macht er auf wichtig, zwinkert mir zu wie ein Akut-Schlaganfallpatient und entfernt sich endlich aus meinem Zimmer.

Ich sehe ihn durch die Glaswand – keiner hier hat das Privileg, hinter geschlossenen Wänden zu arbeiten – pfeifend den Gang entlangtrotten.

Eine Doppelseite! Über einen Fruchtbarkeitsstein! Ich brauche dringend Zuspruch von Renate, die ich in der Kaffeeküche finde.

»Was sollst du schreiben? Sicher nicht! Fahr weg! Soll sich der Alte doch die Drecksgeschichte selber dichten«, blafft Renate und gießt sich beherzt einen halben Liter Milchkaffee in den Schlund.

»Wie? Ich soll einfach auf Urlaub gehen? Quasi abhauen?«

»Ja, sicher! Das ist doch seine alte Masche: Wenn die Leute auf Urlaub gehen wollen, müllt er sie noch mit doofen Aufträgen zu. WEHRET DEN ANFÄNGEN!«, dröhnt sie und knallt ihren Becher auf die abgenutzte Resopal-Tischplatte, dass der Kaffee überschwappt.

Ich denke nach. Eigentlich hat Renate Recht. Abgesehen davon, dass ich freie Mitarbeiterin bin und jeden Auftrag ablehnen kann, habe ich meinen Sommerurlaub im vergangenen Monat rechtzeitig angekündigt. Es wird ja kein sooo großes Problem sein, wenn ich ihn zwei Wochen vorziehe. Darüber hinaus habe ich überhaupt keine Lust, mir diesen idiotischen Fruchtbarkeitsstein-Artikel aus den Fingern zu saugen.

»Hau doch einfach zu deiner übergossenen Alm ab, von der du mir erzählt hast«, rät sie mir.

»Was soll ich dort?«, winke ich ab.

»Also, ich würde mir das schon anschauen. Außerdem findet dich Borscht dort nicht«, kichert sie. »Und es hört sich total spannend an. Voll nach Berg-Klischee.«

»Klischee?«

»Na, wegen der Alm, der Bauernkiste und deiner alten Tante dort. Diese Zita, oder wie sie heißt.«

»Ist nicht meine Tante. Ist die Großgroß-Urahn-Cousine meines Vaters.«

»Oha! Die Mumie lebt.«

»Ja, so ähnlich.«

»Und was macht die dort oben?«

»Die wohnt dort.«

»Wie? Das ganze Jahr?«

»Keine Ahnung. Is' mir auch egal.«

»Und was tut sie dort oben? Kränze flechten?«, bohrt Renate nach.

Ich zucke mit den Schultern. Ich weiß wirklich nicht, warum und wie die alte Frau da oben ihr Dasein fristet. Ich an ihrer Stelle würde mir ein schönes Zimmer in einem Pensionistenheim nehmen und mich umsorgen lassen.

Renate lässt nicht locker: »Echt jetzt! Warum fährst du nicht wirklich dorthin und machst dir ein genaues Bild von der Gipfelmumie und der Hütte?«

»Kann ich das nicht von hier aus machen?«

»Wie soll das denn gehen?«, will Renate wissen, setzt einen hölzernen Gouvernantenblick auf und fischt aus ihrer Tasche eine Zigaretenschachtel heraus. Ich nicke, und beide gehen wir vor die Redaktionstüre.

Dort hat Borscht, der Unselige, alles mit Zetteln zutapeziert, auf denen zu lesen ist, dass jeder, der raucht, Arbeitszeit, die der Herausgeber blecht, verschwendet. Wer außerdem die Kippen nicht in den dafür vorgesehenen Aschenbecher wirft, dem droht mittelfristig die Kündigung.

Renate zeigt belustigt auf Borschts irrwitzigen Versuch, hier bei uns einen auf Erziehungsanstalt zu machen: »Krieg' ich jedes Mal Angst. Huch«, grölt sie, lacht schallend und zündet eine Ecke eines der Drohbriefe an. Ich klatsche schnell mit der Hand drauf, ehe Renate die Bude hier abfackelt. Wo bei ...

»Na, na ...«, tadelt sie mich und schaut streng. »Der glaubt vielleicht noch, wir nehmen den Mist hier ernst, wenn niemand irgendwas raufmalt oder es ankokelt. Das nennt man zivilen Ungehorsam, und das ist die Grundlage der Demokratie. EMPÖRT EUCH!«, ruft sie laut und reißt die Arme in die Luft. Mit ihren kurzen, hennarot gefärbten Haaren, die ihr wie ein Flammenkranz vom Kopf abstehen, sieht sie in dieser Pose aus wie ein bengalisches Feuer – sehr schön!

Weil ich aber – im Gegensatz zu ihr – nicht auf Krawall gebürstet bin, versuche ich zu kalmieren: »Pssst! Wenn Borscht das hört ...«

»Mir doch egal«, beharrt Renate und qualmt beherzt ins Stiegenhaus. »Wenn er blöd wird, drohe ich ihm, mich auf ihn draufzulegen.« Renate intoniert ein Erstickungsgeräusch und grinst. Ich muss lachen.

»Also: Du ziehst jetzt deinen Urlaub vor und fährst dorthin. Dringende familiäre Angelegenheit und so. Schlimmer als hier kann es nicht sein.«

»Naaaa, ich hab keine Lust. Kannst du nicht in deinem Aszendentenhoroskopdings nachschauen, ob sich in dieser beschissenen Angelegenheit was tut? Vielleicht will die Mumie dort das Feld räumen, und ich könnte die Hütte verkaufen?«

Renate grinst. Sie formt ihre linke Hand zu einer Mulde, hält sie sich direkt vor die Nase und schielt angestrengt hinein.

»Renate?«

»Moment! Ich sehe grad in die Zukunft«, murmelt sie mit dunkler Stimme und setzt ein paar inhaltsschwere »-M-hmmmm, mmm-hm, aha, jaja, hm-hm« nach.

»Renate!«

»Was? So mache ich das immer, und unsere Leser vertrauen darauf«, kichert sie. »Also, halt jetzt die Klappe, ich muss in den Sternen lesen.«

»Das ist deine Hand!«

»Tatsächlich?! Also, meine Liebe: Die Sterne sind dir gnädig gestimmt ...«

»Aha.«

»Ja, ja. Und darum sollst du am besten gleich morgen abdampfen. Und ...« – sie hebt die Hand, streckt den Zeigefinger hoch und setzt einen gewichtigen Blick auf – »und du sollst der lieben Renate ein paar Säcke von diesen Mozartkugeln mitbringen.«

»RENATE! Du egoistisches Monstrum!«

Sie lacht schallend. »Wer nicht wagt, der nicht gewinnt! Und ich meine das jetzt nicht auf meine Kugeln bezogen. Jedenfalls nicht nur. Außerdem: Vielleicht kannst du dort Fotos machen und die Borscht teuer verklopfen, hm? Fotos kriegst du ja extra bezahlt.«

»Was? Ich soll im Urlaub arbeiten?«, rufe ich empört.

»Ach komm, das fällt dir leicht.«

»In diesem Falle nicht.«

Nach Dienstschluss daheim angekommen, hole ich mir erst einmal einen kalten Weißwein aus dem Kühlschrank, schenke mir ein Glas ein und schleppe mich ins Wohnzimmer. Während in anderen Haushalten ein liebender Ehemann auf die genervte Frau wartet, ist es bei mir mein Ohrensessel. Sein dunkelroter abgegriffener Samtbezug hat etwas ungemein Tröstliches. Nie werde ich ihn hergeben! Und, hallo: Wann habe ich das jemals über einen Mann gesagt? Genau.

Niemals hergeben würde ich außerdem meinen Sohn, der kurz darauf in die Wohnung stolpert. Ich bin Alleinerzieherin, weil ich mir den falschen Vater für meinen Benni ausgesucht habe. Ich hatte Harold, einen waschechten Isarpfeiß'n, bei einem Praktikum im Politik-Ressort einer Zeitung kennengelernt ... Und es hatte nach nur zwei Monaten eingeschlagen, wie man so schön sagt, wenn zwei zu blöd oder zu betrunken zum Verhüten sind. Das ist so, wie wenn du auf ein Rockkonzert gehst und nach dem ersten Song umkippst. Mir und Harold war bewusst, dass es nicht die große Liebe war, daher beschlossen wir, die Sache pragmatisch anzugehen: Ich ziehe Benni allein auf, Harold überweist monatlich fünf hun-

dert Euro und versucht nach bestem Wissen und Gewissen, ein guter Vater zu sein. Ein etwas unorthodoxer Vater vielleicht – Harold hat es nicht so mit traditionellen Vater-Werten –, aber dennoch ein guter, weil er Benni wirklich liebt. Und vice versa.

Dass ich in den Augen meiner Familie mit meiner ungeplanten Mutterschaft meinem an sich schon ramponierten Image den letzten Kratzer verpasst habe, brauche ich wohl nicht extra anzuführen.

Noch ehe Benni ein »Hallo« oder ähnliche Höflichkeitsfloskeln strapaziert, tönt er ein dunkles »Bin huuuuuungrig!«

Mein Kind! Ich könnte mir ein Leben ohne ihn nicht vorstellen. Ich glaube, er könnte sich das noch weniger vorstellen. Er hält mich nämlich für einen zweibeinigen Bankomaten mit integrierter Kochfunktion. Obwohl: Seine Begeisterung darob wird dadurch geschmälert, dass der Kochbankomat auch eine Sprechfunktion hat. Hätte Benni die Möglichkeit, eine Sollbruchstelle einzubauen, würde er sie genau hier machen. Er steht derzeit nicht so auf Gespräche mit mir. Leider. Angeblich ist das normal, weil Pubertät. *Das Kind geht seinen eigenen Weg und löst sich von der Mutter.* Das hat mir eine andere Mutter aus dem Eishockeyverein, wo Benni spielt, vertraulich gesteckt. Hahaha. Das Kind löst sich von *mir*? Das gefällt mir gar nicht. Ich habe mir das anders vorgestellt – nämlich so:

Benni und ich dümpeln in unserer trauten Zweisamkeit, die sich durch die räumliche Abwesenheit seines Vaters so ergeben hat, bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr so dahin – und dann zieht er aus. In die Wohnung nebenan etwa. Ich sehe das genauso wie die großartige irische Schriftstellerin

Anne Enright, die geschrieben hat: »Eines Tages werde ich sie allein rauslassen müssen – wenn sie fünfunddreißig sind, zum Beispiel –, und vielleicht ist dann jemand eklig zu ihnen, und ich bin nicht dabei, um dem Kerl das Licht auszublasen.«

Ehe er aber fünfunddreißig ist, muss ich Benni noch etwas zum Abendessen machen.

»Was gibt's heut?«, will er wissen, schleudert seine Eishockeytasche auf die Wohnzimmercouch und lässt sich erschöpft daneben fallen.

Ich nehme einen Schluck von meinem Weißwein und denke nach. »Keine Ahnung. Was möchtest du denn?«, frage ich.

»Keine Ahnung. Was gibt es denn?«

»Gemüse, Wurst, Salat, Brot.«

Von der Couch kommt als Antwort ein würgendes Geräusch. Aha. War wohl das falsche Menü.

»Was willst du dann?«

»Was anderes.«

»Geht's vielleicht konkreter? Oder wollen wir ein Ratespiel draus machen?«

Benni wirft den Kopf in den Nacken und verdreht genervt die Augen. »Irgendeinen Burger halt.«

»Nein! Kein Burger! Keine Pommes ...«, beginne ich die schwarze Lebensmittelliste runterzurattern. Nicht, um Benni darüber zu informieren – er kennt die Liste sehr gut –, sondern um sein derzeit etwas selektives Gedächtnis aufzufrischen.

»MAMAAAA!«, motzt das Kind.

»Spezialtoast? Dann gehe ich noch schnell einkaufen«, schlage ich vor.